

Der Wasserturm.

Stizze von Paul Wolfgang.

In strahlendem Schein der Oktobersonne lag der Hofenplatz da. Die wenigen Bäume, die das weite Hofenbeden umstanden, leuchteten in ihrem goldgelben Herbstlaub. Einer schlieferten Kruppel gleich wölbte sich der rein blaue Himmel über dem bunt bewegten Bild, das sich hier vor dem Auge des Beschauers entrollte. Hunderte der langgestreckten Spreetische lagen in Reih und Glied verankert und harrten der Entladung. Rasselnd und geschäftig liefen die Kranarbeiten auf und nieder, wie von Riesenarmen gehoben entstieg Wagenladung um Wagenladung den scharf grundlosen Praxmen. Es war ein buntes, ruhiges Treiben, das Pulseren des arbeitsamen Lebens. Fern tollten übermäßig die Räder der Hochbahn über den Biadull dachin, folg die unzähligen Weize der Anhalterbahn überquerend.

Welch herrlicher Bild in die weite Runde! Wie das alles im Sonnenschein blühte und Farbe bekam! Es war ein guter Ausguck, den Bruno Berned sich erwählt hatte, hoch oben in der Laterne, dem höchsten Punkt des neuerbauten Wasserturms. Er war hinaufgestiegen nicht aus müßiger Neugier, sondern um noch einmal sein Werk, das morgen den Schlusstein erhalten sollte, in allen Teilen zu beschäftigen, einen prüfenden Blick auf alles zu werfen.

Es waren harte Monate gewesen. Erst die Vorbereitung um den Bau. Die Forderungen der Eisenbahndirektion waren streng, die Aufgabe schwer. Der neue Wasserturm sollte der größte bisher gebaute werden. Eine Million Kilogramm Wasser mußte das mächtige, aus Schmiedeeisen hergestellte Bassin fassen. Da war die Konstruktion schon eine schwere Aufgabe, nun gar erst, wenn man mit dem Preis sich zu halten wollte, daß die Mitbewerber um den Bau geschlagen wurden. Doch Berned war gut angeordnet im Ministerium, man wußte, daß er zuverlässige und gebiegene Arbeiter lieferte, und so hatte man ihm den Zuschlag gegeben. Mit welcher jubelnden Freude war er damals nach Hause geeilt, um seiner Irma diesen Erfolg zu berichten.

Es war aber auch ein Erfolg, dieser Auftrag. Er wußte genau, daß ihm nun auch der Weg zum ständigen Mitarbeiter bei der Eisenbahndirektion offen stand. Man hatte ihm mehrfach deutlich zu verstehen gegeben, daß der Ausfall dieses Baues für eine feste und dauernde Anstellung bei der Verwaltung maßgebend sei.

Mit Feuerzister hatte er sich an die Arbeit gemacht, seine bewährten Mitarbeiter vom Bauführer bis zum Posler hatten getreulich geholfen, und so war das Werk gelungen. Morgen sollte die Schlussteinlegung und Uebergabe stattfinden.

Langsam und sinnend stieg er die eiserne Wendeltreppe zum Bassin hinauf. Er prüfend schlug er gegen die Wand, und dröhnend wie grollender Donner hallten die Eisenplatten wider. Jetzt passierte er die Trägerdeke, auf der demnachst das Riesengewicht von 1 1/2 Millionen Kilo ruhen sollte. Weiter ging es hinauf, zur elektrischen Pumpenanlage, an der Werkstoff und Metallwagen vorüber. Jetzt trat er ins Freie. Es war tall im Turm gewesen, woglich umschwebten ihn die wärmenden Strahlen der Sonne.

„Herr Bauführer Genrich!“
„Hier, Herr Regierungsbaumeister.“
„Also, lieber Genrich, nun wären wir so weit. Ich wiederhole Ihnen nochmal, was für morgen vorzubereiten ist. Der Sockel des Turms wird mit dem Tannengirlanden betränkt. Oben stehen wir die beiden Rahmen heraus, die ich hergestellt habe. Der Schlusstein ist ja in Ordnung, die kupferne Kapsel muß nochmal einpaß werden. Und daß der Klempner pünktlich morgen zur Stelle ist zum Zubringen. Den Platz hier unten müssen wir noch aufräumen. Frischen Sand streuen. Sie wissen doch, seine Erzeugung hat zugefallen. Wieviel Leute haben Sie für morgen bestellt?“

„Jehn Mann.“
„Das genügt, Sie sollen sich ein bißchen sauber machen, verstanden? Wo ist denn Wisler?“
„Soll ich ihn rufen?“

„Ja bitte, ich möchte ihn noch einmal sprechen, und im übrigen sehen wir uns nachher im Bureau, wir müssen die Kostenrechnung fertig machen.“ Morgen!

Der alte Wisler, ein kleines, beißendes übertrugs Männchen, eilte auf den Herrn Regierungsbaumeister zu. Er war schon bei dem seligen Herrn Baurat Berned gewesen und gedachte eigentlich zur Familie. Als der junge Herr Bruno so in die Jahre kam, wo er von der Mutter und dem Andern nicht mehr zu halten war, da wurde er dem alten Wisler anvertraut, und unter seinem Schutze lernte er auf alten Baustellen des Baurates herum, und so wurde die Leidenschaft für den künftigen Beruf, die

wohl vererbt war, gefördert und unterstützt.

Der alte Herr Baurat hatte oft gefagt: „Lacht man, Kinnings, wenn der alte Wisler sagt, es ist so, denn braucht ihr euch gar nicht weiter darum zu sorgen.“

„Morgen auch, Herr Regierungsbaumeister.“
„Morgen, Wisler! Nun sagen Sie mal, wird alles klappen? Brauch ich mich nicht zu sorgen?“

Der Alte schüttelte den Kopf und meinte in seiner behaglichen Sprache, der man noch deutlich den Plattdeutschen anmerkte: „Hat allens seine Richtigkeit, Herr Regierungsbaumeister! Ja ja nicht das erste Mal, daß wir so was machen, nicht? Wenn ich da an denke bei Ihren Vater selig — o jemine — damals in Frankfurt bei die Brüde, was war da nicht allens los bei die Einweihung. Ne, da können wir uns man ruhig auf's Ohr legen, das mach ich schon — jawoll! Ich geh auch heut nicht nach von der Stelle — nee, das tu ich nicht. Ich bleib heute in die Bauhütte.“

„Nanu, warum denn, Wisler?“
„Na“, meinte der Alte und traute sich hinter den Ohren, „man erlebt ja manchen Schabernack, nicht? Ich paß lieber 'n bißchen auf. Jawoll, Herr Regierungsbaumeister, sicherer ist sicherer, nicht? Womöglich maufen sie uns noch die niedlichen Bierlenden oder machen sonst son Kramp.“

„Na, wie Sie wollen, Wisler, mir ist es gewiß eine große Beruhigung.“

„Aber Herr Baumeister, das tu ich doch gerne, nicht?“

„Die Leute für morgen sind zuverlässig?“
„Der Bauführer hat die besten ausgeguckt — jawoll — die allerbesten — ich kenn' sie, alle verheiratete Leute, und das sind doch immer die zuverlässigsten, nicht? Da kann mir nicht passieren!“

„Wisler, Sie sollen den Stein selbst einsehen, es ist mir sicherer. Es ist ja nur eine Formalität, aber auch dabei darf keine Ungeschicklichkeit passieren.“

„Schönen Dank auch, Herr Regierungsbaumeister.“ — und der Alte warf sich in die Brust. „Die Ehre weih ich zu schäpen — jawoll!“

„Na, Morgen, Wisler.“
Berned schritt dem Bureau zu, das in der Nähe des Turms für die Zeit des Baus errichtet worden war. Er legte Mantel und Hut ab und klingelte.

„Bitte Herr Bauführer Genrich!“
Der Bauratendiner verschwand, und gleich darauf trat Genrich in das Arbeitszimmer des Chefs.

„Also, Genrich, sagen Sie, bitte dem Kalkulator Bergmann er soll die Abschüsse fertigmachen. Kontrollieren Sie alles nochmal, vergleichen Sie alles nochmal, vergleichen Sie mit dem genehmigten Voranschlag und schicken Sie mir das gesamte Abrechnungsmaterial und die Belege in meine Wohnung. Lassen Sie fern, bitte, den Monteur noch einmal am Pumpwerk alles nachsehen, denn wir wollen morgen das Bassin füllen; daß nur nichts vergessen wird, lieber Genrich! Wenn alles glücklich vorüber ist, bitte ich die Herren, lei mir zu essen.“

„Vielen Dank, Herr Regierungsbaumeister.“

„Nicht wahr, Sie sagen es den anderen Herren?“
„Gewiß.“
„Also auf Wiedersehen morgen.“

So, nun konnte man sich wirklich ein bißchen ausruhen und eine Zigarette leisten. Es war zwar bald Effizienzzeit, aber bei dem schönen Wetter ging es sich so angenehm zu Fuß langsam schlenderte Berned seiner Wohnung zu.

Solange er in der Nähe des Hofenplatzes war, sah er sich öfter um noch einen Blick auf die stolze Kruppel des Turms zu werfen, deren rotes Ziegeldach hell in der Sonne leuchtete. Berned wunderte sich eigenlich, daß die Menschen so gleichgültig an ihm vorübergingen. Sah man ihm den Erfolg denn gar nicht an? Sonderbar, gab es denn etwas Wichtigeres als einen Wasserturm? Er verstand das gar nicht.

„Weißt du, Irma, heute schmeckt es mir ganz besonders gut.“
„Das ist recht, Bruno, die Herbstluft macht Hunger. Du glaubst gar nicht, welche Schneiderei es für die Hausfrau ist, wenn der Mann ordentlich ist. — Nun, wie geht es denn für morgen, ist alles in Ordnung? Haben wir Gäste zu Tisch?“

„Ja, liebes Kind, ich habe die Herren Bauführer zu Tisch geladen. Hoffentlich geht alles glatt; ich glaube, ich kann ruhig sein. Wisler wird in der Nacht in der Bauhütte bleiben.“ —

„Ubrigens, Irma, du kannst mir heute noch etwas helfen. Du hast ja kommen die Abrechnungen, die ich revidieren muß, und da könntest du ein bißchen mitrechnen, zwei Paas Augen leben immer weh.“

„Gewiß, Bruno, mit Vergnügen, ich werde ganz zu deiner Verfügung.“

Es klingelte, und das Mädchen meldete den Regierungsbaumeister Genrich.

gen, das Altematerial über den Voranschlag und die Belege.“

„Aber, lieber Genrich, warum kommen Sie denn selbst? Das hätte doch auch der Bureaudienner herbringen können.“

„Ja, ich wollte aber lieber selbst kommen; es ist da nämlich etwas Sonderbares passiert. Die Abrechnung stimmt in der Gesamtsomme nicht mit dem Voranschlag.“

„Donnerwetter, Genrich, wir dürfen den Voranschlag nicht überschreiten, das habe ich Ihnen doch ein dutzenmal gesagt, wo ist denn da wieder geaßt worden?“

„Verzeihung, Herr Regierungsbaumeister, es handelt sich ja hier nicht um eine Ueberschreitung, im Gegenteil, wir haben weniger gebraucht, als der Voranschlag annimmt.“

„Weniger? Das ist doch ganz ausgeschlossen, das muß ein Versehen sein! Wie hoch ist die Differenz?“

„Vierhundertfünfhundert Mark!“

„Vierhundertfünfhundert Mark! Das ist stark, das kann kein Rechenfehler sein! Donnerwetter, das ist sehr, sehr böse. Wissen Sie schon die Position, die differiert?“

„Nein, Herr Regierungsbaumeister, ich wollte mich nicht mit Suchen aufhalten und Ihnen lieber gleich das Material bringen. Ich meine immer, die Differenz käme daher, weil doch ursprünglich ein Kupferer Helm für den Turm geplant war.“

„Das wäre möglich, Genrich, da könnten Sie recht haben. Na, ich will mich gleich einmal an die Prüfung machen.“

Das war ja eine böse Geschichte. Gerade am letzten Tag. Die Arbeit — na — das konnte die halbe Nacht kosten. Unter dem Voranschlag, das gibt es gar nicht. Eine Ueberschreitung hätte ihn nicht so beunruhigt wie diese Differenz nach unten. Er machte Licht und schloß sich an den Schreibtisch. Zunächst mußte er einmal die Sache mit dem Kupferhelm nachsehen. Die war in Ordnung, der Posten fehlte im Voranschlag, weil er schon bei dem ersten Entwurf gestrichen worden war. Also mußte die Differenz in den Praxnungen liegen.

Eine mühsame Arbeit. Blatt um Blatt sah Berned durch. Es war lautlos still im Zimmer, nur die Empire-Uhr auf dem Kamin tickte leise. Zahlen auf Zahlen füllten die Bogen. Vergeblich. Er fand die Differenz nicht. Da... plötzlich stak er. Was war das? Hier stand im Voranschlag 45 Doppel-T-Träger Normalprofil No. 55, 12.000 Mark, und die Quittung der Gute-Hoffnung-Hütte wies nur 7500 Mark auf. Da war ja die Differenz von 4500 Mark!

Wie war denn das möglich? Er konnte sich doch bei der Kalkulation nicht verrechnen haben? Ein Blick in das Trägerbuch zeigt ihm, daß die Kalkulation stimmte. Da stand es deutlich: Normalprofil 55 mit einer Tragfähigkeit von 28.000 Kilogramm auf 10 Meter freie Länge. Das entsprach dem Gesamtgewicht des gefüllten Bassins von 1 1/2 Millionen Kilo. Das war also alles richtig.

Was hatte denn die Hütte geliefert?
„Herrgott, wenn die sich geirrt und zu schwache Träger geliefert hätte! Fieberhaft las er im Trägerbuch weiter.“

Normalprofil No. 50! Nein, das konnte nicht stimmen, da waren nur 800 Mark Differenz.

Aber hier, um Gottes willen, Normalprofil No. 40, da stimmte der Preis 7500 Mark. Aber die waren ja viel zu schwach, da trug ja jeder Träger kaum die Hälfte!

Wie war denn das nur möglich? Das gab eine Katastrophe! So durfte das Bassin nicht gefüllt werden, es brach alles zusammen.

Einstall lief es Berned durch die Gießer. So kurz vor dem Ziel zu scheitern. Das war ja nicht wieder gutzumachen, das hieß, einfach den Turm neu bauen!

„Bruno, um Gottes willen, was ist dir?“
„Irma — es ist alles aus! — Der Turm ist zu schwach — ein Verbum — ich bin ruiniert!“ —

„Er brach in trampfahles Schluchzen aus.“
„Aber, Bruno, das ist doch gar nicht möglich. . . Du mit deiner Sorgfalt!“

„Nicht möglich! Nicht möglich! Was soll das denn heißen! . . . Hier, leh's ja! Da lies! Du weißt ja auch Bescheid.“

In fliegender Post las die junge Frau die Zahlenreihen durch. Sie war von ihrem Mann seit Jahren eingeweiht worden und verstand sich wohl auf sein Fach.

„Bruno, das ist ja furchtbar! Ist denn gar nichts zu machen?“
„Den Turm niederreißen — das ist das einzige.“

Die Jüde Berneds hatten etwas Glattes, Wastenhafes angenommen. Er war bleich, und seine Augen harrten auf die unglückseligen Zahlenreihen. Seine Hände zitterten, in seinem Hirn jagten die Gedanken in wilder Hast. Er sah das Bild von heute früh. Der strahlende Sonnenschein, das leuchtende Ziegeldach des Turms. . .

Das erste Ziel, die Anstellung im Eisenbahnamt, alles war dahin! Wie konnte er hiernach noch in der Stadt bleiben! Was würde morgen werden? Es mußte alles abgeseigt werden!

Er war nicht imstande sich aufzuraffen. Mit matter Hand entwarf er die nötigen Schreiben. Er war so müde — so müde — nur schlafen — vergessen — o, wie sehnte er sich nach Ruhe! Er blickte sich um, — wo war seine Frau?

Er war allein. Sie hatte ihn wohl nicht stören wollen. Die Arme — sie ahnte wohl gar nicht alle Folgen.

„Aufsich, so schnell Sie können, zum Hofenplatz.“
„Jawoll, ja, Fräulein!“
Eine verschleierte schlante Frauengestalt sprang in den Korridor und mahnte zur Eile.

Wie das langsam ging! Es war entsetzlich! Irma Berned starr und zog den Mantel fester um die Schultern. Was wollte sie eigentlich am Hofenplatz? Sie wußte es selbst nicht recht. Nur ein Gedanke beherrschte sie mit erdrückender Gewalt, ihrem geliebten Mann helfen, helfen um jeden Preis. Wie, was, das wußte Gott. Endlich glitzerten Lichter im dunklen Wasser, nun noch die Erde.

„Halt, Aufsich, halt!“

Gott sei Dank, in der Bauhütte war noch Licht. Sie klopfte Schritte wurden hörbar, die Laternen öffnete sich, und mit einer Laterne in der Hand trat ihr der Alte entgegen. Er machte ganz verunroterte Augen und wußte gar nicht, was er sagen sollte.

„Ja, Wisler, kommen Sie herein, Sie müssen mir helfen.“
„Sie eilte voran in das schwach erleuchtete Zimmer. Die Wände waren aus Breiten und ganz mit Plänen bedeckt. Die großen Zeichentische sahen in dem Halbdunkel gepenlicht aus, und in dem kleinen Kaminofen loderte ein gemüthliches Feuer.“

In fliegender Hast erzählte Irma dem Alten alles, was sie wußte, und als sie geendet hatte, schüttelte der ergaute Polier den Kopf.

„Nee, nee, gnädige Frau, das kann ja gar nicht sein. Ich kenn mir doch wohl aus mit die Träger, nicht? Zu schwach waren die im ganzen Leben nicht. Ich meine immer, die Hütte muß sich da wohl 'n bißchen versehen haben.“

„Wisler, das sagen Sie gewiß nur, um mich zu beruhigen.“
„Nee, nee, wie meine Ansicht — jawoll! Wenn wir die Träger nicht vermauert hätten, denn könnt ich ja gleich mal nachmessen, nicht? Aber nur is dabon ja nur mehr zu sein, das is es man.“

„Wisler, können wir nicht bei der Hütte telegraphisch anfragen?“
„Is woll zu spät, Frau Regierungsbaumeisterin! Is ja all 9 Uhr, und da is ins Bureau kein Mensch nich mehr.“

„Ja, Wisler, was machen wir denn um Gottes willen? Mein Mann verzweifelt ja vor Unruhe.“
„Zimmer sachte — immer sachte — es könnt ja woll sein, daß — hm. — Wenn ich mal an meinen alten Freund Hartung telegraphier, das is nämlich mein alter Regimentskamerad und is seit Jahren bei die Hütte Baumeister, nicht? Der muß es ja woll wissen, was für Träger er expediert hat.“

„Schnell, Wisler, hier sind 20 Mark! Telegraphieren Sie „dringend“ — mit Rückantwort — und bringen Sie mir die Antwort ins Haus, hören Sie, aber klingeln Sie nicht, nehmen Sie den Schlüssel und klopfen Sie an der Hintertür, verstanden? Schnell, nur schnell.“

„Jawoll — jawoll — ich bin ja all unterwegens.“

Er schloß den Schuppen ab und machte sich schnell davon. Irma ging langsam zum nächsten Drofschuppen.

War da vielleicht doch noch ein Schimmer von Hoffnung? Der Alte wußte doch sonst immer genau Bescheid und irte sich kaum. Aber was das Gewisheit? Nein, sie durfte ihrem Mann von dieser Hoffnung nichts sagen, denn die Enttäuschung wäre zu grausam.

„Halt der Herr schon nach mir gefragt?“
„Nein, gnäd' Frau, der Herr Regierungsbaumeister sind noch gar nicht aus dem Zimmer gekommen.“

Gott sei Dank, ihr Mann hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt. Sie warf Hut und Mantel ab und ging leise durchs Wohnzimmer. An der Tür zu Brunos Zimmer horchte sie — alles still. Er schrieb offentlich. Leiste trat sie ein. Bruno blickte auf.

„Irma, du bist's. Ich wollte gerade zu dir kommen! Ich habe alles fertig gemacht. Hier ist das Schreiben an das Ministerium und hier an die Verwaltung. Beide müssen noch in den Rollen.“

Er sprach so ruhig und kalt, daß sie verstört wurde und nicht wußte, was sie sagen sollte. Nur einen Gedanken hatte sie: Die Briefe dürfen nicht fort. . .

„Bruno gib mir die Briefe! Ich werde sie besorgen.“
„Ich weißt du, ich möchte sie lieber selbst in den Rollen setzen, ich nur!“

Herrgott, was sollte sie nur machen! Er durfte nicht fort, ehe die Antwort da war.

„Wie du willst!“ entgegnete sie anscheinend ruhig, aber dann wart noch eine halbe Stunde, ja? Ich gebe dir noch einen Brief mit. Willst du nicht jetzt eine Tasse Tee nehmen? Das tut dir gut, glaub' mir, ich bring alles her.“

Er war mit allem zufrieden, so teilnahmslos war er geworden. In seinem Kopf drehten sich nur Zahlen und nichts wie Zahlen. Er trat kaum von dem Tee, sondern starrte wie abwesend vor sich hin. Irma wußte vor Unruhe nicht, was sie begeben sollte; es war schon 1/11 Uhr vorbei und immer noch nichts. Alle Augenblicke lief sie zur Hintertür, um nur ja Wisler nicht zu verpassen.

Da — waren das nicht Schritte auf der Hintertreppe? — Sie stürzte zur Tür.

„Sind Sie's, Wisler?“
„Jawoll, jawoll! Alles in Ordnung, stimmt alles, Frau Baumeisterin.“

„Was? — Wie? — Geben Sie her, Wisler.“

Sie rief ihm das Telegramm aus der Hand und rannte zur Glasklampe.

„45 Träger Normalprofil No. 55 am 2. Juli expediert.“

Gott sei Dank! Sie fand aus dem Stuhl, ihr Herz klopfte wild, daß sie kaum Atem holen konnte. Wie sie den langen Flur und die Zimmer durchschritt, wußte sie nicht — sie stand plötzlich vor ihrem Mann und rief:

„Bruno, Bruno, es ist ein Verbum der Hütte! Hier — lies!“
Ganz verblüffend blickte Bruno erst seine Frau an und starrte dann auf das Telegramm.

„Wer ist Hartung, wo kommt das her?“
In fliegender Hast erklärte Irma alles. Aber Bruno wollte es immer noch nicht glauben; er war zu hart getroffen, und der Zweifel wollte nicht weichen. Die Nachricht genügte ihm nicht, er mußte eine noch sicherere Bestätigung haben.

Wisler mußte noch einmal zum Bahntelegraphenamt, um eine Depeche in die Hülterdirektion aufzugeben. Die Antwort konnte früh zwischen 8 und 9 Uhr hier sein.

Allmählich legte sich Brunos Unruhe ein wenig. Er sah nur immer zu seiner Frau auf — wäre sie nicht so energig gewesen, was wäre dann jetzt? Irma aber strahlte vor Glück, denn sie glaubte fest an die Richtigkeit der Nachricht; sie hatte ein so seltsames Gefühl in sich, daß sie es am liebsten in alle Welt hinausgerufen hätte.

„Irma, du Liebe, du Gute! . . .“
„Bruno!“

Lange blieb es still im Zimmer, lautlos rannten Tränen des Glücks über die Wangen der schönen jungen Frau.

Der Morgen kam wieder in strahlendem Sonnenglanz, und wenige Minuten nach 8 Uhr klingelte der Telegraphenbote.

Regierungsbaumeister Berned. Berlin W. 35. Sanden am 2. Juli 45 Doppel-T-Träger, Normalprofil No. 55, Kathura irtümlich für Normalprofil No. 40 ausgeschrieben, die gleichzeitig an Eisenbahndirektion Spandau abgehen.

Gute Hoffnung-Hütte.“

Der gestohlene Diamant.

Novelle von Eugen Szotmari.

Der erste Aufzug war zu Ende, der Vorhang fiel, der Zuschauerraum erstrahlte in hellem Licht, und im Parterre begann das übliche Plüßtern, Flitzen und Toiletenschau. Die Männer erhoben sich in ihren Plätzen und musterten das Damenpublikum des Parterres und der Logen.

In der ersten Parterrereihe stand ein großer, schlanker, schwarzer Mann, mit funkelnden Augen, dessen hypnotisches Feuer den Mann des Südens sofort verzauberte konnte. Er war entschlossen eine elegante Erscheinung; sein Grad war zweifellos Parterreherkunft, die Kravatte war meisterhaft gebunden, und in dem schneeweißen Plastron ein prächtiger Diamantknopf. Er stand fest und unbeweglich auf seinem Platz, die Augen auf die erste Proszeniumloge gefest, wo eine blendend schöne, junge, blonde Frau allein saß. Auf dem schwanenweißen Hals funtelte aber ein Diamant, dessen Pracht von beglückender Macht war.

Es ist nun Zeit, unseren geheimnisvollen Kavalier vorzustellen. Er hieß Pantariotis und war von Geburt aus Grieche; er konnte aus einem winzigen Dorf auf dem Peloponnes, wo seine Eltern arme Bauern waren, er aber hatte so eine ausgeübte Bildung, ein schönes Aussehen, schöne Pferde und viele Dienstmleute und wurde in dem Dorf als reicher und freizeugiger Mensch geachtet und geliebt. Der Pantariotis hatte als junger Bursch die vornehmliche Ausbildung des Bedienten eingeholten, und zwar dem Spezialfach, das seinen vornehmen Reizungen am meisten zusprach; er war Hotelbedient. Das war aber lange her, und jetzt lebte Herr Pantariotis in vollkommener Ruhe das Leben des

Kapitalisten. Wenn er noch saß, saß er nur zum Vergnügen, und nicht des Geschäftes wegen. Er saß nur Sochen, die ihn besonders bezaubert haben. Und die waren Diamanten, die mußte er haben!

Er wandte sich zu seinem Nachbar und fragte mit nachlässiger Gebärde: „Wer ist die schöne Frau in der ersten Loge mit dem wunderbaren Diamant?“

„Sie sind wohl Ausländer?“ antwortete der Befragte, „daß Sie sie nicht kennen. Sie ist die Gräfin de Louvor, die Tochter des Ministerpräsidenten, und ihr Diamant ist ein altes Familienerbe, dessen Wert auf zwei Millionen geschätzt wird.“

„Schöner Stein“, antwortete Pantariotis, der Grieche, „aber die Frau ist doch schöner.“

Dann ging er hinaus und beschäftigte den Korridor. Direkt hinter der Loge der Gräfin befand sich ein Nollausgang. Der Grieche drückte auf die Tür, sie war offen. Er ging durch und bestellte seinen Chauffeur, bei dem Nollausgang zu warten. Dann ging er zurück und nahm seinen Hut wieder ein.

Der Zuschauerraum wurde verbunkelt und Pantariotis wandte sich unwillkürlich der Loge zu, wo die Gräfin saß. Er zudte zusammen, lieberoll war es dunkel im Theater, nur in der Loge der Gräfin leuchtete leicht, sachte, wie ein silberner Nebel ein weißer Schimmer. Der Diamant! Er funtelte wie eine kleine Sonne, vom Licht beaufschlagt, allierend, betäubend, silberne Strahlen streuend.

Das Stück ging zu Ende. Pantariotis stand auf und ging hinaus, bevor noch der Vorhang fiel. Er ging zur Garderobe und nahm seinen Pelz. Vor der Loge der Gräfin wartete ein florierter Diener mit dem Mantel der Herrin. Ein Ringelton . . . Klatschen . . . Die Gräfin trat aus der Loge. Wie eine Krabe, schlich der Grieche hinter ihr her, streckte die Hand nach . . . die leichte Platinetle rief wie ein Fohlen entzwei. . . und er war fort. Die Gräfin lächelte laut auf . . . sie bemerkte den Diebstahl, aber der Dieb war nicht zu finden.

Pantariotis fuhr sogleich nach seinem Hotel und hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen. Er nahm den Diamant aus seiner Tasche, legte ihn auf den Tisch, verdundelte das Zimmer, und ergab sich an den silbernen Strahlen, die der Stein streute. Er schloß seine Augen, er bewachte die ganze Nacht seine Beute.

Am nächsten Morgen las er bei dem Frühstück in den Morgenzeitungen einen genauen Bericht über seine Tat. Und am Schluß des Berichtes las er mit erstaunten Augen folgende Bemerkung: „Der Dieb hatte sich jedoch geirrt. Der Stein, den er gestohlen hatte, ist nicht der echte Diamant der Gräfin, sondern nur eine recht gelungene Nachahmung. Den echten Diamant trägt die Gräfin nur zu großen Familienfesten und Hofabenden. Um das Publikum zu beruhigen, wird sie jedoch heute abend mit dem echten Diamant in der Oper erscheinen.“

Pantariotis ließ die Zeitung sinken. Er konnte in sein Zimmer hinauf, schloß die Türe, verdundelte das Zimmer und legte den Diamant auf den Tisch. Eine Minute der ängstlichen Erwartung, und ein verzweifelter Ruf verließ die Lippen des Griechen. Der Diamant leuchtete nicht! Kalt und dunkel lag er auf dem Tisch.

Warum leuchtete er aber gestern? Ja, die Aufregung ließ ihn den silbernen Schimmer wahrnehmen, aber jetzt wußte er die Wahrheit. Um sich vollständig zu vergewissern, ging er aber abends wiederum in die Oper. In der ersten Proszeniumloge saß die Gräfin, wie am vorigen Abend. Und als es im Saal dunkel wurde, leuchtete der Diamant wie eine kleine Sonne auf, er streute mondcheinfarbene Lichtstrahlen aus, er leuchtete, glänzte, funtelte wie ein riesen großer Johannistaler in der schleierhaften Finsternis der Loge. . .

Pantariotis verließ taumelnd das Theater. Sein Diamant war also eine Nachahmung, wertlos, ein Simulakrum. Eine mächtige Wagnage. Und er reiste noch an demselben Tage nach seinem Dorf zurück. Den Diamant schenkte er der Dorfkirche, und die frommen Leute waren von der reichen Gabe selbstverständlich wie hingarrissen. Sie liehen den Stein in einen großen Korb einzulegen, und als der Korb am Altar aufgestellt wurde, mußte auch Pantariotis bei der Feierlichkeit erscheinen. In der kleinen Kirche war es recht dunkel, und als sie einzutrat, tief der grelle Patriarch voll Entzücken aus:

„Seht nur . . . seht nur! Wie der Stein auf dem Altar leuchtet!“

Pantariotis durfte zusammen. Als er aber die Augen hob, sah er keinen Schimmer vom Licht des Steines. Der Stein leuchtete nicht. Und die Täuschung der Anwesenden war die gleiche Täuschung, die ihn selbst den Stein haben ließ. Er machte unbehellig das Zeichen des Kreuzes und sprach halbhörig, mit besonderer Bebeutung in seinen Worten:

„Wehe, ich habe euch, die das Licht glauben, die leben es leuchten . . .“